

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Verleger: ... Halle, Leipzigerstr. 57.

Halle a. S., Donnerstag 18. Februar 1897.

Berliner Bureau: Berlin S.W., Spandauerstr. 10.

Das griechische Fragezeichen.

Man kann nicht gerade sagen, daß das Ansehen der Großmacht durch die Art und Weise, in welcher Griechenland sich den Vorstellungen und Vorhaltungen der europäischen Staaten...

\* Ein ungläubwürdiges Gericht. Wie aus Stettin gemeldet wird, verurteilt in dortigen informierten Kreisen, daß am 22. März ds. J. der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum Statthalter der Provinz Pommern...

gehört haben, aber nicht in der Epistole Grafen von Bismarck, sondern etwas mehr. Es wäre allerdings mit Freuden zu begrüßen, wenn der polnische katholische Geistliche unterföhrig wäre, die Worte zu nationalen Zwecken zu mißbrauchen, wie dies bisher geschah.

Was nun, — so lautet die Frage — jetzt werden? Das Heile und Eintrachtige wäre ebenfalls eine Aufgabe des Büros, falls Griechenland auch weiterhin die Annahmen der Mächte...

\* Zwischen den Großmächten schweben, wie die „Post“ hört, noch fortgesetzte Verhandlungen über die Art einer weiteren Konventionstratifikation vor Afrika.

Die Scherzfreundlichkeit des Preussens. Wiederum lacht die Stadt Berlin in einer Pension S. H. an dem einen oder anderen für baare 750 Mark Gehalt. Da dem für Berliner Verhältnisse recht ansehnlichen Gehalt wird noch eine Wohnung für einen Unverheirateten...

Wir lassen, wie üblich, die letzten Dröhlungen hier weiter folgen: Athen, 17. Februar. (Meldung des „Agence Reuter“.)

\* Das Hannoverische Wesenblatt, die „Deutsche Volkszeitung“, bemerkt zu dem Programm für die Hannoverische Centenerfeier Kaiser Wilhelm's I.:

Die Unternehmung gegen Dr. Carl Peters seitens der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes scheint nunmehr beendet zu sein. Wie eine Korrespondenz berichtet, soll nun wegen eines Punktes das Disziplinarverfahren gegen Dr. Peters...

Athen, 17. Febr. Das griechische Expeditionskorps marschirt gegen Kreta. Da aber die Flotten von den sechs Mächten auf dem Balken der Stadt gehißt sind, so können die Griechen nicht unternehmen.

Wenn wirklich jene Schwebefühnde sich von der Feier des deutschen Volkes fern hält, mag sie es immerhin thun; wir glauben nicht, daß nationalgefährte Männer mit jener Gesellschaft überhaupt gern zusammen zu thun haben.

Parlamentarisches. — Die Kommission des Reichstages nahm für das neue Handelsgesetzbuch des § 1, was das Gesetz über einen Kaufmann vertritt, unangetändert an, bezüglich § 2: gewerbliches Unternehmen gilt als Handelsgewerbe im Sinne des Gesetzes...

Konstantinopel, 17. Febr. Großes Aufsehen erregt es, daß seit gestern in Aina, eine Stunde von der Mündung des Bosporus entfernt, drei türkische Schiffe kreuzen.

\* Althardt hatte bei seiner Ankunft in Bremen eine Unterredung mit Dr. Meise. Er erklärte, daß er nicht daran denke, sein Reichstagsmandat sich abzugeben zu lassen.

Die Finanzkommission des Reichstages hat gestern den Antrag von Meier, die königliche Staatserregung zu erlösen, im nächsten Akt die Regierungskassen soweit irgend möglich mit Beibehaltung des Gehalts, die unbedienten aber mit Gehalt bezugsweise mit Diktien zu besetzen, beraten. Sie ist zu dem Schluss...

Die „Allg. Ztg.“ beklagt, daß die von Deutschland vorgeschlagene Blockade des Büros bereits die Zustimmung der meisten Mächte gefunden hat.

\* Der Abg. Mohr erwidert in einem Schreiben die Wahlmänner, obgleich die Majorität gefehlt sei, im nicht ihre Stimmen zu geben. Als Grund wird Frankfort angegeben.

178. Sitzung vom 17. Februar 1897, 11 Uhr. Die Beratung des Militärrechts wird fortgesetzt bei dem Kapitel „Militär-Erziehungs- und Disziplinargesetze“.

Athen, 18. Februar. Der griechische Kriegsminister veröffentlicht den Befehl an den Kommandanten der auf Kreta befindlichen griechischen Truppen, in welchem es u. A. wörtlich heißt: Halben Sie mit den Truppen in Kreta an einem geeigneten Punkte gelandet sind, wollen Sie die Insel im Namen des Königs...

\* In den Verhandlungen im Reichstag über den Fall Dröblowitz bemerkt die „Allg. Ztg.“:

Der Fall der Ablehnung ist von dem Abg. Lieber noch ein Generalantrag gestellt, welcher, nach Anhörung von Sachverständigen, die Wahl nur eines Systems oder einer beschränkten Anzahl von Systemen vorschlägt.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.

Kanea, 17. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet: Weitere griechische Truppen wurden gelandet und sind bis in die Nähe der Stadt vorgedrungen. Die Äthen im Innern des Landes wollen sich den vertriebenen Truppen ergeben. Die Expeditionskorps durch Griechenland ist zurückgezogen; die montenegrinischen Genarmen sind abgezogen.

Man leidet der „Sächs. Ztg.“: Die vor einiger Zeit erfolgten Besuche zwischen dem Fürstbischof Cardinal Ropp von Breslau und dem Bischof Dr. Heber von Culmbach in der Presse zu der Wählungsmassnahme gegeben, daß der preussische Episkopat gegen die nationalpolitische Propaganda Stellung nehmen werde.

Abg. Lieber (früher) hat erklärt sich ebenfalls für Ablehnung der Anträge. Wenn die Gesetzesberatung sich nicht für kompetent zu einem abschließenden Urtheil halte, so gelte doch daselbst aus dem Reichstage.









[Nachdruck verboten.]

### Das Geheimniß von St. Wingate.

11) Roman von Ludwig Freiherr von Bockl.

Mary hatte ſich an das Fenſter ihres Zimmers im Erdgeſchoſſe geſetzt und erwartete die Ankuſt ihres Vaters. Wie eine Ewigkeit ſchien ihr die Zeit vorüberzugehen. Endlich ſah ſie den Wagen zurückkommen, der den Vater bringen mußte, und zitternd ſah ſie dem Augenblicke entgegen, in dem ſie vor dem Vater ſtehen ſollte. Der Wagen fuhr in die Einfahrt des Hotels; er war leer. In banger Erwartung öffnete Mary das Fenſter und blickte die Straße entlang, von welcher der Vater vielleicht zu Fuß kommen konnte.

Endlich fuhr eine prächtige Equipage heran und hielt vor dem Hotel. Das Wappen des Hauſes Harcourt zierte den Wagenſchlag und das Geſchirr der edlen Pferde. Der Kutſcher und die beiden Bedienten trugen auch betrefſte Livree und gepuderte Ferkücken.

Einer der Bedienten trat in den Hotelſtut und ließ ſich zu Lady Mary Harcourt führen.

„Sie bringen mir eine Botſchaft?“ redete Mary den Bedienten an.

„Zu Befehl, Lady!“ erwiderte dieſer und überreichte ihr mit tiefer Verneigung einen Brief.

My Lady — bei dieſer Anrede zuckte Mary zuſammen. Dieſer Titel war nun ihr Recht, er und der ehrfürchtvolle Gruß des Dieners mahnten ſie an den Glanz ihrer neuen Stellung.

Der Brief kam von ihrem Vater und enthielt nur die flüchtig hingeworfenen Zeilen: „Begreife nicht, warum Du gekommen biſt, Mary. Ich erwarte Dich gleich im Schloſſe. Ja! iſt ein kompletter Narr.“

Dieſe Zeilen bewieſen Mary, daß Ja! ſein Schweigen nicht gebrochen hatte.

„Haben Sie den Wagen für mich mitgebracht?“ fragte Mary.

„Ja, My Lady. Mylord, der Baronet, wünſchte, daß My Lady ohne Verzug kommen möchten.“

Mary zögerte. Sie dachte an die fürchtbare Krankheit, welcher Baronet Francis zum Opfer gefallen. Nicht für ſich fürchtete ſie eine Anſteckungsgefahr, ſie drückte nur die Sorge, daß ſie die Krankheit nach Hauſe ſchleppen könnte. Deſhalb ſorſchte ſie den Diener aus, ob ſie ohne Gefahr, nicht für ſich, ſondern für ihre kleine Schweiſter Harcourt Caſtle betreten könnte.

Ehrerbietig erwiderte der Diener: „My Lady können es wohl getroßt wagen. Mylord hält ſich im linken Flügel des Schloſſes auf, der hochſelige Baronet liegt aber am entgegengeſetzten Ende, wo er auch verſchieden iſt. Im Schloſſe hat Niemand das Fieber.“

Durch dieſe Auskunft beruhigt, verließ Mary unter Borantritt des Dieners das Zimmer. Das Gefühl der Beſchämung beſahlich ſie, als ſie den Korridor und die große Einfahrt durchſchritt, um zu dem Wagen zu gelangen.

Die Ankuſt der Gala-Equipage hatte das ganze Perſonal des Hotels ſammt dem Wirthe und der Wirthin auf die Beine gebracht, durch deren Spalier nun Lady Mary ſchreiten mußte. Vor ihrer Abreiſe hatte ſie nur raſch ein abgetragenes ſchwarzes Seidenkleid angezogen, einen Hut aufgeſetzt, deſſen Bänder kaum mehr die Farbe erkennen ließen, und einen ſchon abgenützten, grauen Schal umgeworfen. In dieſem Aufzuge ſchämte ſie ſich beinahe vor den Leuten, die ſie beſahen. Sie ſchritt aber mit der ihr angeborenen Vornehmheit durch das Spalier und dankte freundlich nach allen Seiten hin für die ehrfürchtvollen Grüße und Knize der Stubenmädchen.

Der ſchon vor Neugierde faſt plagenden Wirthin war es gelungen, unbemerkt an den Diener, welcher den Wagenſchlag geöffnet hatte, die Frage zu richten, wer denn eigentlich die Dame ſei.

„Es iſt Lady Mary Harcourt, die Tochter des neuen Baronet,“ liſpelte der Diener.

Jetzt war die Wirthin nicht mehr zurückzuhalten. Sie winkte ihren Mann herbei und küßte Lady Mary mit überſchmenglichen Worten des Dankes für die hohe Ehre, die ſie ihrem Hauſe erwieſen habe, die Hand. Die Ehrfurcht der Wirthin ſchien nicht nur die Dienerschaft des Hauſes, ſondern auch die vor demſelben angeſammelte Menge angeſteckt zu haben, denn unter endloſen Verbeugungen und Knigen beſtieg Lady Mary den Wagen, der nach kurzer Fahrt durch die holperige Hauptſtraße der Stadt in die prächtige, von alten Bäumen umſäumte Allee des Nieſenpartes einlenkte.

Das Schloß war in Sicht. Der Wagen ſchwenkte aus der Allee ab und hielt an dem kleinen Thore eines Seitenflügels. Ein ſchwarzgekleideter Herr hatte Mary erwartet.

Als ſie aus dem Wagen ſtieg, verneigte er ſich tief vor ihr und führte ſie durch einen langen Korridor in ein mit einfacher Eleganz möblirtes Zimmer, in dem der Baronet ſeine Tochter erwartete.

„Lady Mary“ — „Mylord“, lautete die Begrüßung zwiſchen Vater und Tochter. In der Schlichtheit ihres Weſens war Mary von dieſer zeremoniellen Anrede faſt peinlich berührt, überhaupt kam ihr Alles ſo neu, ſo ſeltſam vor.

Der Baronet hatte ſich eben mit einem alten ergrauten Manne, dem Schloßverwalter, beſprochen, den er bei Mary's Eintreten mit einer gnädigen Handbewegung entließ.

Die Tochter auf die Stirne küſſend, rief der Baronet: „Was zum Teufel hat Dich hergeführt, Mary? Nur heraus damit! Ja! ſagte mir nur, Du wärſt nicht wegen Emmy gekommen, deren Hände ſchon beinahe geheilt wären. Dann ſtarrte mich der Geſt an und begann zu heulen wie — nun, wie ein Narr. Ich werde ihn noch heute fortjagen.“

Mary achtete nicht auf dieſe Drohung, ſie mußte ja, daß ihr Vater und Ja! nicht ohne einander ſein könnten.

Der Baronet fuhr fort: „Wie kamſt Du nur auf die Idee, in Pembury im Hotel abzuſteigen und nach mir zu ſchicken? Das ſieht Dir wieder gleich! Nachdem Du doch ſchon die weite Reiſe gemacht haſt, hätte Dich die Fahrt nach dem Schloſſe, das nun meine und Deine Heimath iſt, wirklich nicht ungebracht.“

Verlegen erwiderte Mary: „Ich vermied es, gleich hierher zu kommen, weil ich dachte, es könnte die Gräfin-Witwe hier ſein. Ich bringe leider keine gute Nachricht und da wollte ich ihr nicht begegnen. Dann war ich aber auch für Emmy beſorgt, daß es wegen der Gefahr einer Anſteckung bedenklich wäre, ins Schloß zu kommen.“

„Da iſt gar nichts zu befürchten, übrigens iſt auch die Gräfin nicht hier. Und nun heraus mit der Sprache! Iſt unſer Haus niedergebrannt? Hat man am Ende gar unſere Schätze geſtohlen?“

Mary blähte ängſtlich auf ihren Vater, ſie wagte es kaum, ihm, der ſich ſo behaglich in den neuen, glänzenden Verhältniſſen befand, zu geſehen, was im Hauſe vorgegangen war.

Dieſe Behmuth erfaßte Mary. „Wäre nicht die unſelige Flucht Bella's, wie glücklich könnten wir nun hier ſein,“ dachte ſie.

„Nun, Mary, Du wiſſt nicht heraus mit der Sprache, ſag mir doch endlich einmal, was los iſt,“ drang der Baronet in ſie.

Nach Athem ringend, ſagte Mary mit Thränen in den Augen: „Ach, lieber Papa, ein großer Schlag hat uns getroffen!“

Der Baronet erschrock bis ins Herz. Troß seiner rauhen Art und seiner scheinbaren Tyrannie liebte er doch seine Kinder zärtlich. Mary's mächtige Bewegung sagte ihm, daß ein großes Unglück geschehen sein müsse.

„Emmy ist todt!“ rief er. „Sage es nur, sicher haben sich die Verbände gelöst und das arme Kind verblutete?“

„Nein, Papa, Emmy ist wieder ganz wohl, ich kam wegen Bella.“

„Ist sie vielleicht auch in ein Fenster gefallen?“ fragte der Baronet merklich kälter.

„Schlimmer als das,“ hauchte Mary.

„Schlimmer?“ schrie nun der Kapitän auf. „Heraus damit, quäle mich nicht länger, ich erstickt sonst!“ Heftig stampfte er mit dem Fuße.

Ihre ganze Kraft zusammenraffend, sagte Mary: „Bella ist davongelaufen.“

„Davongelaufen?“ wiederholte der Baronet wie träumend.

„Sie entwich aus dem Hause am Abend Deiner Abreise. Du wirst Dich erinnern, daß Emmy damals sie vergebens rief, als Du von uns Abschied nahmst.“

Nur einige Minuten saß der Baronet wie niedergeschmettert da, dann sagte er, als wolle er sich selbst mit einem Troste über die schwere Wahrheit dieser That seiner Tochter hinwegtäuschen: „Man kann sie zurückbringen; es war ihr gewiß zu armfelig, zu langweilig bei uns. Wir werden sie gewiß bald auffinden, Mary, und sie wird glücklich sein, unter den jetzigen Verhältnissen wieder zu uns kommen zu dürfen.“

Mary schnitt die Ruhe des Vaters tief ins Herz, sie vermochte kaum die Worte hervorzubringen: „Bella ist nicht allein entwichen, sie floh mit Dr. Wilford. Sie flohen, um sich irgendwo geheim trauen zu lassen.“

Eine lange Pause, die Mary heftig erschütterte, trat hierauf ein.

Mit einem Wuthschrei war ihr Vater in den Stuhl zurückgefunken, mit seinen zitternden Händen bedeckte er sein Gesicht. Als er sich wieder erhob, bemerkte Mary, was sie seit dem Tode der Mutter nicht wahrgenommen hatte: der starke, gegen jeden Anprall des Schicksals gefühlte Mann hatte geweint, geweint um sein schönes Kind, das er jetzt verloren hatte.

Schwer aufathmend sagte er zu Mary: „Das ist die Zweite! Sie ist für uns todt! Erwähne nie mehr vor mir ihren Namen, ich kenne sie nicht mehr!“

Der Baronet hatte wieder seine ganze Ruhe gewonnen. Als wäre nichts vorgekommen, befahl er sodann einem Diener, der Lady Mary ein Frühstück zu serviren, bei dem er mit seiner Tochter sich nur über ganz gleichgiltige Dinge unterhielt.

Achtzehntes Kapitel.

Nach Hause zurückgekehrt.

Zwei Tage nach seiner Abreise hatte Dr. Wilford seiner Wirthschafterin geschrieben, daß sie das Haus in Stand setzen solle. Er befahl ihr, ein zweites Mädchen zum persönlichen Dienste für seine Frau aufzunehmen und Alles für den Empfang der neuen Herrin vorzubereiten. Acht Tage später traf ein Telegramm mit der Weisung ein, einen Wagen zur Bahn zu schicken und den Theetisch bereit zu halten. Da gab es nun im Hause die Hände voll zu thun. Die Dienerschaft hatte die Abwesenheit des Herrn benützt, um sich frohe Tage zu machen, und nun hieß es zugreifen, um das Veräumte nachzuholen.

Am Abend des für die Ankunft der Herrschaft bestimmten Tages stand die ganze Dienerschaft im Sonntagskleide bereit, dieselbe zu empfangen.

Plötzlich wurde die Glocke am Hausthore gezogen.

Die Haushälterin eilte hinunter und staunte nicht wenig, als sie nur ein einfaches Dienstmädchen vor sich sah, welches einen großen Bündel trug.

„Was wollen Sie hier?“ fragte sie barsch.

„Kann ich Lady Bella Wilford sprechen?“ antwortete das Mädchen, und theilte ferner mit, daß sie die Sachen für Lady Bella abzugeben habe.

Was den Anlaß zu diesem Auftrage für Susanne — denn sie war das Mädchen — gab, konnte die Haushälterin allerdings nicht wissen.

Baronet Harcourt war von seinem Schlosse wieder in sein einfaches Heim in St. Wigate zurückgekehrt.

Er erwähnte mit keinem Worte seiner Tochter Bella, aber Mary mußte, wie gerne sie es auch vermieden hätte, mit dem Vater doch über Einiges sprechen, was auf Bella Bezug hatte.

Es handelte sich um Bella's Wäsche und Garderobe, Mary wollte nicht, daß die Schwester von ihrem Manne gleich Geld zu neuen Anschaffungen verlangen müsse.

Sie fand es nicht für passend, daß die Tochter eines Baronet, obwohl sie sich unwürdig benommen, als Bettlerin das Haus ihres Gatten betrete. Der Vater wollte diese Vorstellungen in seiner Entrüstung nicht einmal anhören. Bella hatte ihre Vermählung Mary so gleich angezeigt und in einem Briefe an den Vater dessen Verzeihung erfleht. Auch hatte sie die Schwester um Zusendung ihrer Garderobe gebeten.

Sie ersuchte Mary, auch ein gewisses liches Seidenkleid nicht zu vergessen; der Brief an den Vater trug noch die frühere Adresse, da sie von dessen Standeserhöhung noch keine Ahnung hatte.

Der Baronet warf den Brief, ohne ihn gelesen zu haben, sofort in das Feuer. Ueber die Garderobe Bella's entschied er kurz und bündig, daß sie nichts, nicht einmal einen Faden bekommen solle.

Troß der Bitten Mary's sagte er: „Nichts bekommt sie, meinetwegen soll sie barfuß laufen.“

Endlich gelang es Mary, ihn umzustimmen.

„Du hast recht,“ sagte er, „nichts von ihr soll in meinem Hause bleiben, je eher ihre Sachen von ihr fort sind, desto lieber ist es mir.“

So beehrte sich denn Mary, einweisen das Nöthigste an Bella zu schicken, der Rest sollte ihr in einem Koffer nachgesendet werden.

„Die Herrschaft ist nicht gekommen,“ sagte die Haushälterin, welche über die Veränderung im Hause überhaupt nicht erfreut war, ärgerlich zu Susanne.

„Wie, nicht gekommen?“ rief Susanne. „My Lady Bella Wilford schrieb doch, daß sie bestimmt heute hier eintreffen werde.“

„Wir haben umsonst Alles zum Empfange der Herrschaft hergerichtet,“ sagte die Haushälterin.

Sie wollte noch mehr ihrem Unmuth Ausdruck geben, als ein Wagen vorfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Studenten-Excesse.

(Schluß.)

Die Behörden zeigten sich in Neapel beinahe noch langmüthiger als in Rom. Stundenlang konnte die unbärtige „Hoffnung Italiens“ auf den Straßen ihr halb lächerliches, halb verblüffendes Wesen treiben. Eine Linien-Kompagnie mit einem Polizei-Inspektor an der Spitze wurde angepöfien; einer anderen, die sich gewaltsam Platz machte, schrie man zu: „Geht auf die Seite, Lumpenhunde!“ Als ein Schutzmann zum Revolver griff, wurde in einem Studentenhäufen geschrien: „Heraus mit den Messern! Gebt es dem Glenden!“ Einzelne Schutzleute wurden über zugerichtet, wo sie sich von den Demonstranten umringen ließen.

Die gegen mehrere Rädelführer in Rom verhängte einbis zweijährige Ausschließung von der Universität hat die Gährung und die Wuth gegen den Unterrichtsminister noch gesteigert. Von allen Universitäten sind telegraphische Erklärungen der Solidarität in Rom eingetroffen; überall sind Protestversammlungen abgehalten und Streifes ausgebrochen. Bezeichnend für den Geist, der — wenigstens unter einer Minderheit — an allen Hochschulen herrscht, sind die in den Versammlungen gefaßten Beschlüsse. In Rom ist auf den Straßen in Taufenden von Exemplaren ein Flugblatt vertheilt worden, welches von den „Studenten der Universität Rom“ unterzeichnet ist und folgendermaßen lautet: „Mitbürger! In Italien, wo noch die Stimmen der für die Freiheit Gefallenen widerhallen, ist auch das letzte Bollwerk der Freiheit, die freie Lehre, vergewaltigt worden. Weil wir uns den Genossen in Bologna angeschlossen haben, hat die Polizei sich an die Stelle der Studenten gesetzt, und die Universität ist in ein Arreistokal verwandelt. Wir fühlen nicht das Bedürfnis, unsere spontane Auflehnung zu rechtfertigen; wir verlangen nur, daß Ihr Mitbürger, die Ihr früher gegen uns Partei genommen habt, auch als die Universitätsbehörde für uns war, uns diesmal in dem begonnenen Kampfe unterstützt, nachdem die Gedankenfreiheit durch die brutale Gewalt unterdrückt worden ist. Heute lehnen wir uns auf gegen einen reaktionären Minister, der die Lehrstühle mittelst der Bajonette stügt,



Man  
wird  
nicht  
lassen  
sich  
wird  
nicht  
lassen  
sich  
wird  
nicht  
lassen  
sich

Mary  
sich Geld  
Baronet,  
das Haus  
ungen in  
hre Ver-  
e an den  
Schwester  
identkleid  
frühere  
keine  
u haben,  
schieden er  
aben be-  
nimmt sie,  
meinem  
to lieber  
gigste an  
gesendet  
hälterin,  
t erfreut  
oy Bella  
intreffen  
herrschaft  
en, als  
se.  
ch lang-  
nbärtige  
es, halb  
it einem  
anderen,  
auf die  
er greif,  
mit den  
wurden  
mringen  
igte ein-  
ährung  
Von  
libarität  
n abge-  
st, nach  
Hoch-  
ten Be-  
en von  
den  
gander-  
stimmen  
as letzte  
n. Weil  
hat die  
die Un-  
sicht das  
wir ver-  
en uns  
für uns  
t, nach-  
erdrückt  
sonairen  
stügt,

denn wir haben kein anderes Mittel des Protestes gegen einen unfähigen Rektor und gegen die Professoren, die weder unsere noch ihre eigenen Rechte zu wahren verstehen. So lange Semeraro Rektor bleibt und die Polizei ermächtigt ist, in die Hörsäle einzudringen und den Professoren Vorschriften zu machen, können wir diese nicht ruhigen Gemüthes anhören, da wir argwöhnen müssen, daß ihre Rede von der Furcht beinflusst ist. Dagegen empört sich unser Gewissen; wir werden nicht erlauben, daß einige wenige Genossen, die gerade so schuldig sind wie wir — wenn von Schuld die Rede sein kann — bestraft werden. Wir erklären uns mit ihnen solidarisch: Entweder Alle bestraft, oder Alle in freien Hörsälen!"

Sollte dem Herrn Unterrichtsminister das Urtheil der Reapeler und der römischen Studentenschaft zu streng erscheinen, so kann er auf allen anderen Universitäten dieselben Glocken läuten hören. In Perugia hat man das sofort nach Rom geschickte scharfe Protesttelegramm in einer Versammlung ausdrücklich bekräftigt und beschlossen, die Hörsäle nicht mehr zu betreten, wenn der Minister Gianturco die gegen römische und Bolognaer Studierende verhängten Strafen nicht zurücknimmt. In Camerino, der Duodez-Universität, die noch nicht hundert Studenten zählt, hat man folgenden Beschluß gefaßt: „Die Studenten der freien Universität Camerino beklagen einstimmig die Verletzung der Lehrfreiheit und die Ausschreitungen der Polizei gegen die Genossen in Rom, stellen unter entschiedenem Protest die Studien ein und fordern die Kommissionen der anderen Hochschulen zum Widerstande und zur Solidarität auf. Gleichzeitig senden sie einen Gruß an die Opfer der gewaltthätigen Willkür eines Ministers.“ — Der Rektor, der in der Versammlung erschien, um Ruhe zu empfehlen, unterließ nicht, zu versichern, daß „in der noch nie vom Militär betretenen Hochschule die Freiheit stets werde geachtet werden.“ Zum Entgelt durchzog die Versammlung das Städtchen unter Bereatrufen auf den Minister, der in Telegrammen und Neben zumest als „Gran Turco“ (Großtürke) oder „il ministro turco“ bezeichnet wird.

In Messina wurden, wie auch anderswo, die zur Ruhe mahnenden Anschläge des Rektors abgerissen und verbrannt und ward gleichfalls beschlossen, zu streiken. „So lange ein Polizist in einer italienischen Universität verweilt.“ Die Gymnasien haben deshalb lebhaft demonstriert.

Die Musesöhne von Ferrare verdammen und brandmarken „das reaktinäre Gebahren des Ministers; diejenigen von Catania sind für unbedingte Solidarität und Einstellung des Kollegienbesuches, bis zur Aufhebung der schönsten Strafenkenntnisse und bis die Herrschaft der Gewalt gebrochen und die Universitäten nicht mehr Soldaten- und Polizeifasernen sein werden.“ In Palermo, wo die Universität geschlossen ist, schrieen auch die Gymnasien „abbasso Gianturco“ und es mußten Verhaftungen vorgenommen werden. Nur in Modena und Turin nehmen bis jetzt — obgleich auch von dort Anschließtelegramme nach Rom gelangt sind — die Vorlesungen ihren ruhigen Fortgang. In Pisa ist das Streiken beschlossen. In Bologna protestirt ein Anschlag „gegen das tyrannische und freche Gebahren des Ministers Gianturco“; die Universität mußte neuerdings militärisch besetzt werden. Die genuessliche Studentenschaft protestirt drahtlich „gegen die unqualifizirbare Willkür und gewaltthätige Verletzung der Freiheit der Wissenschaft durch einen reaktionären Minister“; 300 Demonstranten schrieen unter den Fenstern der Präfektur: „Nieder mit Gianturco!“ In Macerata und Siena fanden ähnliche lärmende Strafenkundgebungen statt. Hier wurde beschlossen: „Die Studentenschaft von Siena nimmt Kenntniß von den disziplinarischen Verfügungen des akademischen Senats und den schergenmäßigen Uebergriffen eines den Liberalismus heuchelnden Ministers gegenüber den römischen Professoren und Studenten; sie sieht darin eine Verletzung nicht nur alter Gewohnheiten, sondern auch der grundlegenden verfassungsmäßigen Freiheiten und erklärt sich solidarisch im Namen der Freiheit. In Palermo mußte das Militär eine tumultuirende Studentenversammlung auseinanderreiben.

Der Bericht ließe sich noch verlängern; das Gesagte wird aber genügen. Was bis jetzt seitens der Unterrichtsbehörden geschehen ist, beschränkt sich auf die erwähnte Bestrafung weniger Adelsführer in Rom und die Anweisung des Unterrichtsministers an die Rektoren, ohne Rücksicht auf die traditionelle Immunität der Hochschulen die bewaffnete Macht herbeizurufen, so oft sie mit anderen Mitteln die Ruhe nicht beschützen können. Die Professoren befehligen sich des tiefsten Schweigens, von Neuem beweisend, daß sie weder moralischen Einfluß auf die studirende Jugend zu besitzen sich bewußt sind, noch den Muth haben, gegen die suchtslose Jugend aufzutreten.

Erwägt man, daß derselbe Geist, von welchem die neuesten Excesse einen weniger überraschenden als betäubenden Beweis ablegen, sich als Folge der gänzlich im Argen liegenden sittlichen Charakter-Erziehung der italienischen Jugend schon seit einigen Jahrzehnten entwickelt und demgemäß bereits einen guten Theil der gegenwärtigen führenden Klasse beinflusst hat, so erklären sich sehr viele und viele beklagte Erscheinungen im öffentlichen Leben, die namentlich in den allerletzten Jahren starke Zweifel an der inneren Gesundheit des herrschenden Bürgerthums wachgerufen haben.

Wenn es richtig ist, daß zur Erfüllung jeder Art von moralischen und bürgerlichen Pflichten eine Gewöhnung an Selbstzucht, an Selbstüberwindung, Unterordnung, Gehorsam und Achtung vor Autoritäten erforderlich ist, so kann die maßlose Ueberhebung, Zuchtlosigkeit und Widerpenstigkeit der gegenwärtigen Studentengeneration keinen sittlichen Aufschwung in naher Zukunft erwarten lassen. Caveant consules!

### Allerlei.

Wie man Geschichten erzählt, darüber läßt sich Mark Twain, der es am Ende verstehen muß, soeben folgendermaßen vernemen: „Es giebt eine Menge Arten von Geschichten: traurige, lustige, komische, humoristische und eine ganze Masse anderer. Am schwierigsten zu erzählen ist aber unstreitig die humorvolle; denn den Humor zur Geltung zu bringen, das erfordert echte, unverfälschte Kunst. Die humoristischen Geschichten sind in unserer Literatur überwiegend amerikanisch, die komischen sind englisch, die witzigen französisch. Der Effekt der humoristischen Geschichten liegt in der Art, wie etwas erzählt wird. Die Wirkung der komischen und witzigen Geschichten ist in dem, was erzählt wird. Die humoristische Geschichte kann unbeschadet ihrer Wirkung ausgespart und in die Länge gezogen werden, so viel man will; sie verträgt alle möglichen Abschweifungen und kann zu beliebigem Ende gelangen. Die komischen und witzigen Geschichten dagegen müssen kurz sein und drängen naturgemäß einem bestimmten Ende zu: der Pointe, auf der das Ganze basiert und ohne welche die ganze Geschichte ein Nichts ist: ein Ding, ohne jede Berechtigung zu existiren. Die humoristische Geschichte gleitet behaglich dahin, bei den anderen plagt das Ende herein wie eine Bombe und muß auch einschlagen wie eine solche. Die humoristische Geschichte ist ein Kunstwerk an sich — ein zierliches, fein ciselirtes Kunstwerk, das nur ein Künstler erzählen kann, und der Erzähler thut sein Möglichstes, um auch nur den Verdacht zu vermeiden, als könne er im Geringsten nur daran denken, etwas Spakhaftes zu erzählen. Wie ganz anders der, der uns eine komische Geschichte erzählt. Vor Allem sagt er Euch gleich von vornherein, er werde Euch jetzt eine unglaublich spakige, eine ganz famose Geschichte erzählen. Das Lustigste, was man nach seiner Ansicht überhaupt hören könne. Dann gleitet ein monniges, schmunzelndes Lächeln über seine Züge, das Vorgefühl des Behagens förmlich, das er selbst an seiner Geschichte hat. Hierauf beginnt er zu erzählen, und — natürlich ist er der Erste, der über die Geschichte lacht, ja, meist lacht er schon über die Pointe, bevor er sie erzählt, ja überaus lustig und komisch kommt ihm die Sache vor. Sehr häufig ist er auch glücklich über die Wirkung, die er mit der Geschichte erzielt, daß er die Pointe zwei-, dreimal wiederholt, und dabei wenden sich seine Blicke von Einem zum Anderen, gleichsam als wolle er den Beifall bei jedem einzelnen einsammeln gehen. Das Alles zu sehen, ist für mich oft weit komischer als die Geschichte selbst. Die humoristische Geschichte verträgt so etwas nicht. Die Aufdringlichkeit ist vielleicht das Lebenselixir der derberen Komik, ganz sicher aber nicht des wahren, goldigen Humors.“

Städte auf der Wanderschaft. Aus Chicago wird dem „Gamb. Correspond.“ geschrieben: Aus den kalten nördlichen Gebieten der canadischen Provinz Manitoba kommt die heitere Kunde von zwei vollständigen Städtchen, die mit samt Kirche und Rathhaus auf die Wanderschaft gingen, um sich anderswo niederzulassen. Weit ging die Wanderschaft zwar nicht, aber in Anbetracht des Umstandes, daß die beiden Städte ihre ganze Einwohnerchaft mit all' ihrem Hab und Gut mit sich führten, doch weit genug. Den Anlaß zu diesem neuweilichen Abenteuer gab die Verlängerung einer Eisenbahnlinie, die später einmal einen Theil der Hudson-Bay-Bahn bilden soll. Die neue Bahnstrecke sollte in der Nähe des Städtchens Dauphin vorüberführen, und die Einwohner dieser zukünftigen Handelsstadt glaubten ein Anrecht auf einen Bahnhof mit Stationsgebäude und Frachtkuppeln zu haben. Vier Meilen davon liegt aber das Städtchen Gartmore,



dessen Bewohner ebenfalls meinten, sie seien zu der Bahnverbindung berechtigt, und die deshalb eine Deputation an den Leiter der Vermessungen abwandten, um mit ihm zu unterhandeln. Aber die Leute in Dauphin hatten kaum davon erfahren, als sich ihre einflussreichen Bürger mit derselben Energie aufmachten und dem Ingenieur ihre Wünsche vortrugen. Der Bahningenieur besann sich ein paar Augenblicke, sagte sich kurz und ließ die Linie mitten zwischen beiden Städten hindurchlegen, sodass keine von der Bahn berührt wurde. Wandernde Gebäude sind ja in den amerikanischen Pärtien keine Seltenheit, und so waren die Bürger von Dauphin der Situation gewachsen. Sie stellten ihre Häuser auf Rollen und zogen der neuen Bahnlinie zu, und als über Nacht Schnee gefallen war, legten sie Rollen an Stelle der Rollen und fuhren per Schlitten auf die neue Heimath los. Die Gartmorer thaten desgleichen und bald waren beide Städte im Anzuge gegeneinander. Der Verkehr in den Städten ging aber deshalb doch seinen ungehörtten Gang. Die Leute gingen von ihrem rutschenden Hause zu dem ebenfalls rutschenden Schlächterladen, um Einkäufe zu machen, und der bereinigte Farmer band sein Pferd nach wie vor neben der Schänke an. Während er selbst drinnen seinen Whisky trank, wanderte der Gaul mit und stand nachher zum Heimritt bereit. Als die Dauphiner und Gartmorer an der Stelle der zukünftigen Bahnstation aufeinander trafen, geriethen sie einander nicht in die Haare, sondern beschloßen als praktische Leute, künftighin nur ein Stadtwesen bilden zu wollen. Die Ehre des Namens gönnte man den Bürgern von Dauphin, aber da jede Gemeinde auch ihre Kirche mitgeschleift hatte, besaßen sie nun eine mehr, als sie brauchten. Die Frage war aber halb entschieden: man schob die beiden Gebäude aneinander und machte eins daraus. Einen der Pfarrer mußten sie allerdings ziehen lassen, aber das geparte Gehalt deckt die Baukosten.

**Hegenglaube in Pessen.** Daß jene allbekannten Unholdinnen, so man ehemals Hagazuten, später Hexen nannte, im heftigen Hinterlande auch jetzt noch gelegentlich in Verdacht kommen, ihr arges Wesen zu treiben, ist vor einigen Tagen bekannt geworden. Bei dem Förster in C. war eine Kuh, ein Prachtexemplar ihrer Art, von neuem milchgebend geworden. Und doch, das wohlgenährte, durchaus gesunde, immer hungrige und Unmengen des besten Heus verschlingende Thier spendete ferner sorgsamem Wärterin auch nicht einen Tropfen Milch. Selbst die ältesten und weisendsten Leute wußten dafür keine Erklärung. Da kann der Doktor in B. (der Thierarzt) auch nicht helfen, sagte die getreue, erfahrene Magd, „denn soviel kann jedes Kind sehen, der Kuh hat es jemand angethan, sie ist verhext.“ Das ließ sich hören, nur sprach Niemand eine Vermuthung aus, wer wohl die Hexe sei, die das Unheil angerichtet. Aber es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen - vierbeinige Kreaturen des Grimms, fünf junge Hühnerbunde, die mit der Milchspendlerin unter einem Tuche untergebracht waren, verriethen sich einige Tage später als die Hexenmeister. Pflüchtlich legte sich die gehörnte Amme nieder, sobald die kleinen Unholde, stets der Mellerin zuvorkommend, erschienen, und bot ihnen das närende Futter dar, bis auch der letzte Tropfen Milch ausgeflossen war. Eben so schnell und geräuschlos, wie sie gekommen, verschwanden sodann die Geblatben wieder. Der alten „Diana“ und ihren vielversprechenden Sprößlingen ist die Ausübung der unheimlichen Kunst gar vortreflich bekommen. Der biedere Forstmann jedoch schüttelte bedenklich den Kopf darüber, daß Dianas Nachkommenschaft schon so früh „auf falscher Fährte“ betreten wurde.

**Wie die Chinesen telegraphiren.** Hat sich der Leser schon einmal die Frage vorgelegt, wie es die Chinesen mit ihrer alphabetlosen Schrift fertig bringen, so telegraphiren? - onst so mißtrauisch und ablehnend gegenüber den Erfindungen der europäischen „Teufel“ haben die Söhne des himmlischen Reiches sich doch sofort des elektrischen Telegraphen bemächtigt, dessen Vortheile hinsichtlich auter Verbindung mit den oft ungeheuer weit entfernten Punkten des innern Reiches sie wohl zu schätzen wußten. Nun giebt es, wie gesagt, kein Alphabet der chinesischen Sprache; die geschriebenen Zeichen bedeuten jedesmal ein ganzes Wort, bisweilen Sätze, und dieser Zeichen, die sich mit den Jahrtausenden mehrt, giebt es an 80 000. Wie soll der chinesische Telegraph damit fertig werden? Angenommen, so schreibt die „Köln. Volksztg.“, wir hätten einen Tasten-Telegraph vor uns, wo jede Taste, 1 Centimeter breit, einem jener Zeichen entspräche, dann wäre die ganze Klaviatur 800 Meter lang. Es müßte also ein Ausweg gefunden werden. Und dieser war ebenso einfach wie sinnreich. Aus jenem großen Vorrath wurden zunächst 10 000 der gebräuchlichsten Zeichen herausgesucht, diese in ein Wörterbuch eingetragen und fortlaufend nummerirt. Mit diesen Worten kann man so ziemlich Alles ausdrücken, was im gewöhnlichen Leben vorkommt. Soll nun telegraphirt werden, so drückt der aufgebende Beamte die Nummer der betreffenden Worte, die er nach seinem Verston festgestellt hat, und am Empfänger-orte legt der annehmende Beamte die Zahlen wieder in Worte um. Etwas umständlich, aber doch unter den einmal gegebenen Verhältnissen der gangbarste Ausweg.

**O du heilige Einfaß!** Es ist unglaublich, was das Volk gemäß uralten Rezepten in den Apotheken zur Herstellung besonders heilkräftiger Salben verlangt. Kam da im Württembergischen ein Mann in eine Apotheke und verlangte für 18 Kreuzer „Armenfünferschmalz.“ Der Apotheker gab ihm ein Döschen gereinigtes Schweine-

fett und ließ ihn in dem Glauben, daß es ausgekochtes Schmalz von einem hingerichteten Verbrecher sei. „Was hat den der ihß?“ fragte der Käufer. „Das weiß ich nicht so genau,“ entgegnete der Apotheker, „er ist halt sein Lebtag a rechte Sau groß.“

**Ueber den Londoner Hundekrieg** wird den „M. N. R.“ aus London geschrieben: Den Londoner Hunden, auf denen seit einem Jahr die Hand des Gesetzes in Gestalt einer scharfen Maulkorbordnung mit ungewohnter Schwere lag, sieben bessere Zeiten bevor. Sie dürfen in Zukunft ohne den verhassten Maulkorb spazieren gehen, wenn sie sich, wie das bei wohlgefitelten Hunden selbstverständlich ist, in Begleitung ihrer Herren befinden und ein Halsband mit ihrer Adresse tragen. Das verfloßene Jahr hat unter den unabhängigen Besitzern der hiesigen Hunderei schrecklich aufgeräumt. Im Ganzen sind vom 17. Februar 1896 bis zum 23. Januar 1897 42 486 eingefangen worden. Davon sind nur 10 894 reklamirt worden, während der Rest, 31 642, der schönen Welt Adieu jagen mußte. Das Dofer war schrecklich, aber die Geopfirten können sich mit dem Gedanken trösten, daß sie für einen guten Zweck gefallen sind: die Tollwuth scheint ausgeilgt zu sein. Während Anfangs letzten Jahres im Monat über 20 tollwütige Hunde eingefangen wurden, waren es im November nur zwei, im Dezember drei und in diesem Januar gar keiner. Im Ganzen sind 112 tollwütige Hunde vernichtet worden; was immerhin gerade genug ist, selbst wenn London etwa 200 000 Hundebewohner zählt.

**Ein kritischer Bissitus** scheint das „Meeraner Tageblatt“ zu sein. In den ersten Tagen des Februar war im genannten Blatte zu lesen: „Mit den machtvollen Klängen des gewaltigen Chorals „Lobe den Herrn,“ verkündete heute Morgen um acht Uhr unser Stadtmusikkorps den Geburtstag unseres Herrn Bürgermeisters Dr. Gehling. Mit der „Fantasie aus Tannhäuser“ zeichnetes treffend den Charakter des verfloßenen Lebensjahres des Herrn Bürgermeisters. So wie sich die schlichten Klagegeschreie der unglücklichen Eliaabeth mit den ruhigen, gemessenen, langionenden Gesängen der Pilger mischen, so verchlangen sich im vergangenen Jahre die Wehklagen und Entschuldigungen des Herrn Bürgermeisters mit den lauten Anklagen eines großen Theiles der Bürgerchaft und mit dem weithin erschallenden Verlangen nach einem anderen Kurs.“

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Brochüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die 4. Lieferung des Prachtwerkes „Die Hauptstädte der Welt“ (Breslau, Schleißche Verlagsanstalt v. S. Schötklaender) enthält außer dem Schluß des Artikels über London von Charles Dille die Schilderung von Paris aus der Feder Francois Coppée, der uns die mit Vorliebe als „Seine-Vabel“, als der Eis einer ebenso glänzenden wie verderbten Kultur und eines ebenso verfeinerten wie raffinierten Lebensgenusses geschilderte Metropole auch von einer anderen Seite kennen lehrt: in seiner einbürgerlichen Gemüthlichkeit, den bescheidenen und anziehenden Lebensgewohnheiten seines bürgerlichen Mittelstandes, den malerischen, dem stüchtigen und oberflächlichen Besucher und Bewohner Paris' verborgenen bleibenden Reizen seiner alten Stadttheile. Etwas von deutscher Sentimentalität und Gemüthstiefe lebt in dieser stilistisch vollendeten Schilderung des französischen Poeten, die dadurch um so mehr zum Herzen des deutschen Lesers spricht. — Neben zahlreichen Textillustrationen enthält das Heft folgende Bild- resp. Doppelbilder: „Aus dem Pariser Künstlerleben: Vor der Eröffnung der Ausstellung“; „Pariser Kinder“; „Vom Pariser Koffo“; „Vor einem Pariser Boulevardcafé.“ Der Preis von nur 50 Wfa. für das Heft, 10 Mark für das vollständige Werk ist im Verhältniß zu dem Gebotenen als ein sehr mäßiger zu bezeichnen.

— „Allgemeine konservative Monatschrift“ für das christliche Deutschland. 54. Jahrgang. 1897. Herausgegeben von Prof. D. Martin von Nathusius. Schriftleitung: U. von Hassell, Berlin W. (Verlag von C. Ungleich in Leipzig.) Monatlich ein Heft von 7 Bog. Leg. 8°. Preis vierteljährlich 3. — M. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. (Preisungspreisliste: eine 3. Nr. 61.) Das Februar-Heft enthält: Aus Kriegzeiten. Von Noje Berger. — Melanchthons Persönlichkeit und häusliches Leben. Von Superintendent Bglaff. — Aus der dänischen Literatur. Von Hans Oienträger. — Emil Frommel. Ein Erinnerungs-Blatt zum 5. Januar. Von Pfarrer Schöttler. — Der Teufel im XIX. Jahrhundert. Von Dr. Riets. — Karl von Schachmann. Ein Lebensbild aus dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts. Von Cleonore Fürstin Reuß. — Unerbittigen und Allerfeelen in Paris. Von Eliaabeth Rev. — Zur Alkoholfraage. — Monatschau. Politik. Sozialpolitik. Kolonialpolitik. Kirche. — Zuschriften an die Schriftleitung. — Neue Schriften. 1. Politik. 2. Kirche. 3. Schule. 4. Philosophie. 5. Geschichte. 6. Literaturwissenschaft. 7. Biographie. 8. Reisebeschreibungen. 9. Poesie. 10. Unterhaltungsliteratur. 11. Militärisches. 12. Verschiedenes. 13. Neue Auflagen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale), Leipzigdr. 87.